

# NOE

Der folgende Artikel ist ein Auszug aus der Ausgabe 02/2011 von **NEUES OSTEUROPA**.

Für diesen Auszug gelten die in der Ausgabe gemachten Angaben.

Die einzelnen Beiträge geben die Meinung ihrer Autoren wieder.

Alle Rechte an Text und Bild verbleiben bei ihren Urhebern.

*Sammelrezension: Osteuropäische Geschichte im Auf und Ab\**

Politik und Osteuropaforschung verhalten sich zueinander wie Kunde und Kellner. Der erste wünscht, der zweite rennt. Bleibt die Bestellung aus, wird die Küche geschlossen. Diese Binsenweisheit bestätigt sich in der unlängst gedruckten Rostocker Dissertation von Thekla Kleindienst zur Entwicklung der Osteuropaforschung von 1950 bis 1990. Nicht deshalb ist das Buch so lesenswert, sondern weil hier zwei heilige Kühe erbarmungslos auf die Schlachtbank geführt werden. Die erste heisst Politikberatung und die zweite Wissenschaft. Kleindienst unterscheidet drei Formen der Kommunikation mit Politikern: Die autoritäre, bei der die Mächtigen alles besser wissen und Rat bestenfalls in den Wind schlagen. Zu ihr rechnete etwa Gerhard Schröder mit seinem legendären Bonmot über die Stiftung „Wissenschaft und Politik“: „Was brauche ich die, ich hab doch den Steiner“ (S. 273).

Die zweite Form des Dialogs ist der mit Experten, von Kleindienst als technokratisch bezeichnet, die Politik als hilflos ansehen, da sie ohne externen Sachverstand schnell verloren sei. Hier wäre der seinerzeit bekannte Soziologe Helmut Schelsky ein Beispiel. Schließlich erscheint Habermas und das pragmatische Modell einer wechselseitigen Aufklärung von Wissenschaft und Politik auf gleicher Augenhöhe. Soweit die Theorie, aber wie steht es mit den Belegen? Erwin Oberländer bezeichnete 1975 Politikberatung als „Zusendung bedruckten Papiers“ (S. 201), ein Gefühl der Ohnmacht, dem er begegnen wollte, Günther Stökl behauptete 1972 die Relevanz der historischen Forschung für außenpolitische Entscheidungen (S. 220), was immer das auch heißen mag, und der jetzige Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU), obschon selbst Sozialwissenschaftler, beschreibt den Dialog mit Politikern als „notorisch folgenlos“, da es der Wissenschaft an Realitätsbezug fehle (S. 306). Sogar der bekannte Sowjetkenner Gerhard Simon wird von Kleindienst als Zeuge der Anklage vereinnahmt, da er 1992 zu Recht darauf hinwies, die Osteuropaforschung habe die Stabilität der Sowjetunion betont und es daher unterlassen, auch innere Brüche aufzuspüren (S. 248).

Vielleicht muss man in die USA abschweifen, um entscheidende Anstöße von

---

\* Eine Besprechung von Christoph Schmidt, Köln.

Wissenschaftlern auf Politiker auszumachen. Zunächst wäre hier wohl der amerikanische Historiker und Diplomat George F. Kennan zu nennen, der 1930/31 in Berlin Osteuropäische Geschichte studiert hatte. 1947 formulierte er das Konzept des Containment, um der Sowjetunion mit friedlichen Mitteln entgegenzutreten. 1982 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Auch Ronald Reagan hatte mit Richard Pipes einen erstklassigen Kenner der russischen Geschichte an seiner Seite, der ihn in der Schlussphase des Wettlaufs mit Sicherheit bestätigt hat – auch wenn Reagan wohl eher zum ersten der drei genannten Typen zählte.

Die Zeiten der Wissenschaftsvergottung sind vorbei, nicht durch Zufall, denn Kleindienst verfolgt diesen Prozess der Götterdämmerung mit Hingabe. War lange auch unter Historiker wie Otto Hoetzsch noch von „objektiver Wissenschaftlichkeit“ die Rede, brannte ab 1960 schon die Sparflamme der „strengen Wissenschaft“. Auch dieser Kerzenstummel dürfte heute nur noch im äußersten Notfall angesteckt werden; im Zeitalter der Beliebigkeit geht ein Argument davon kaum noch aus. Damit zweigen hier so grundlegende Probleme ab, die im Rahmen einer Doktorarbeit nicht mehr verfolgt werden können. Von welcher Wissenschaft ist die Rede? Ohne Zweifel nicht von derjenigen, die präzise Prognosen entwirft. Dies zu verlangen wäre überzogen und kaum noch auf Empirie gegründet. Also von derjenigen Wissenschaft, die einen klaren Standpunkt vertritt? Auch davon ist eher abzuraten, denn dieser Standpunkt kann nur politisch sein und wird daher alsbald veralten. Lange genug hat sich die Osteuropaforschung ja am Tropf der Politik aufgepäppelt. Als dieser 1991 aber jäh abgeklemmt wurde, verließen den Patienten alsbald die Lebensgeister. Im Grunde formuliert Kleindienst ein klares Plädoyer gegen das Bündnis mit der politischen Konjunktur, denn, so die Erfahrung, je umfangreicher die Förderung, desto erbärmlicher das Niveau (S. 184).

Damit verbleibt nur der dritte Weg, der klassische und halbwegs neutrale, den seit Thukydides und Tacitus alle Historiker einschlagen wollten. Im Grunde war es ja dieser, der am Anfang der deutschen Osteuropaforschung stand, als Schlözer und Pallas wie Entdecker nach Russland aufbrachen. Schon im 19. Jahrhundert geriet er in Deutschland jedoch zur Minderheitsposition, weil Historikern im aufziehenden Nationalismus die Rolle zufiel, politische Positionen zu beglaubigen. Der Nationalismus ist zwar passé, doch das Füllhorn der politischen Erwartungen zu meiden fällt schwer. Dunkhase und Bialkowski haben dazu unlängst eindrucksvolle

Studien vorgelegt, wie sich die überzeugten Nazis Werner Conze und Reinhard Wittram nach 1945 sowohl politisch als auch wissenschaftlich zu wandeln begannen.

So verdienstvoll die Studie von Kleindienst auch ist, bleibt doch ein großes Defizit. Kleindienst beschränkt sich notgedrungen auf Institutionengeschichte. Bis 1968 bewegte sich diese aufwärts, seit 1991 jedoch immer mehr abwärts. Diese Seite ist jedoch äußerlich. Welche inhaltlichen Positionen verband die sog. Osteuropaforschung mit diesen Generationsumbrüchen? Das wäre die eigentlich drängende, da aktuelle Frage, um von der äußeren Selbstreflexion zu einer inneren fortzuschreiten. Ob sie jemals gelingt? Auch so bleiben diese Kapitel der deutschen Osteuropaforschung aber ein „Lehrstück deutscher Geschichte“.

Ist es heute denn besser geworden? Ist der Konformismus denn alle? Erkennt man die neuen Streamliner denn nicht schon auf den ersten Blick, etwa an den Turnschuhen Marke Asics? An der schwarzen Viereckbrille? Am Morbus Sammelband? Es ist leicht, früheren Generationen übergroße Anpassungsbereitschaft vorzuwerfen, aber schwer, es besser zu machen. „Die Geister, die ich rief,“ sind zwar vorerst über alle Berge, nur der Besen, der Besen ist noch der alte. Hier kommt das kleine Buch von M. Ferro wie gerufen. Er durchmustert die Weltgeschichte der Vorurteile im Schnellschritt, keine sehr originelle Leistung. Sehr mutig jedoch ist sein Versuch, die gesammelte Masse von Komplexen und Klischees zum nationalen Gedächtnis zu erklären, so als habe es Verständnis wie Augenmaß nie gegeben. Von wirklichem Fortschritt als einer Klärung, ja zunehmender Aufklärung ist nicht die Rede. Thekla Kleindienst zeigt auch warum.

Literatur:

- B. Bialkowski, Reinhard Wittram an der „Reichsuniversität Posen“. Die Illusion einer baltischen Variante des Nationalsozialismus, in: M. Garleff Hrsg., Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich, Bd. 2. Köln 2008, S. 353-84.
- J.E. Dunkhase, Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert. Göttingen 2010.
- M. Ferro, Le ressentiment dans l'histoire. Comprendre notre temps. Paris 2007.
- Th. Kleindienst, Die Entwicklung der bundesdeutschen Osteuropaforschung im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik. Marburg 2009.
- Ph.C. Wachs, Der Fall Theodor Oberländer 1905-1998. Ein Lehrstück deutscher Geschichte. Frankfurt/M. 2000.